Norddeutsche Allgemeine Zeitung.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" erscheint wochentäglich Abends und am Sonntag Morgen. Der Abonnementspreis ist für das Deutsche Reich vierteljährlich Mark 4,—, für das Ausland mit dem entsprechenden Postaufschlag. Abonnements werden bei allen Postanstalten angenommen. Für Berlin abonniert man bei den Zeitungsspediteuren und bei der Expedition der Zeitung.

Berlin SW. 48
Wilhelm-Straße. Nr. 32.
Fernsprecher:
Redaktion: Amt VI, 3394. • Expedition: Amt VI, 3243.

Inserate nehmen die Expedition der Zeitung und alle Inseratenbureaus zum Preise von 40 Pf. für die sechsgespaltene Petitzeile und von Mark 1,25 für die viergespaltene Petitreklamezeile entgegen. Zusendungen für den Inseratenteil sind an die Expedition, für den redaktionellen Teil an die Redaktion zu adressieren. Unbenutzte Einsendungen werden nicht aufbewahrt.

Nr. 198. [47. Jahrgang.] Sonntag den 23. August 1908. Zweite (Morgen-)Ausgabe. [47. Jahrgang.] Nr. 198.

Berlin, den 22. August.

Wochen-Rundschau.

Ohne Unterbrechung geht die Erörterung der Beziehungen zwischen Deutschland und England in der Presse weiter. Anzuerkennen ist hierbei, daß in englischen Blättern neuerdings mehr und mehr solche Stimmen zu Worte gekommen sind, die die voraussegangenen Treibereien sehr entschieden zurückweisen. Allerdings ist der beinahe gewaltsam nachgerufene Argwohn in manchen Kreisen jenseits des Aermelmeeres nicht auf einen Schlag zu beseitigen; doch darf man die Hoffnung hegen, daß mit der Zeit der gesunde Menschenverstand über alle Hetzereien obsiegen wird, wenn der aufgewirbelte Staub sich gänzlich verzogen haben wird. Dann werden den Briten die Momente wieder klar vor Augen treten, die die Unsinnigkeit und Verwerflichkeit der Machenschaften erkennen lassen, durch die das Verhältnis der beiden Nationen zu einander vergiftet werden sollte. Nicht zur Unzeit erinnert die Kölnische Zeitung an ein solches sehr wesentliches Moment, indem sie die Rede ins Gedächtnis zurückruft, die der Kaiser am 13. November v. J. in der Londoner Guildhall gehalten hat, und die folgende Worte enthielt: „Als ich an dieser Stelle vor 16 Jahren zu Sir Joseph Saloria sprach, sagte ich, daß mein Bestreben vor allem darauf gerichtet sei, den Frieden zu erhalten. Die Geschichte wird mir, hoffe ich, die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich dieses Ziel seit jeher unerschütterlich verfolgt habe. Die Hauptstütze und die Grundlage des Weltfriedens ist aber die Aufrechterhaltung der guten Beziehungen zwischen unseren beiden Ländern. Ich werde auch fernerhin dieselben stärken, soweit dies in meiner Macht liegt. Die Wünsche der deutschen Nation decken sich hierin mit den meinigen." Wir glauben, bemerkt das genannte Blatt dazu, daß man die in letzter Zeit sich deutlich abzeichnende freundschaftliche Bewegung nur dadurch fördern kann, wenn man auf diese Rede hinweist, die den lauteten Beifall aller Zuhörer fand, leidem aber manchmal in England in Vergessenheit geraten zu sein scheint. Der Kaiser sprach im Namen des Deutschen Reiches und des deutschen Volkes, und seine damaligen Ausführungen dürfen den Anspruch erheben, als ein ernstes politisches Programm aufgefaßt zu werden, von dem der Kaiser sich tatsächlich auch niemals entfernt hat, und das auch noch heute eine der Grundlagen deutscher Politik bildet. Wenn wir, schreibt die Kölnische Zeitung weiter, richtig unterrichtet sind, so hat der Kaiser in Cronberg bei seiner Unterredung mit dem Unterstaatssekretär Sir Charles Hardinge Anlaß genommen, auf seine im vorigen Jahre gehaltene Rede zu verweisen und zu betonen, daß die Auffassung, die ihn damals leitete, auch heute noch für ihn und seine Regierung maßgebend sei.

In sehr bankenswerter Weise beleuchteten mehrere angesehene britische Publizisten in den letzten Tagen die Angelegenheit der deutsch-englischen Beziehungen. Eine längere Zuschrift von Sidney Low an den Standard behandelt die Frage, welches Ziel wohl Deutschland bei der Verfolgung feindseliger Absichten gegen England im Auge haben könnte. Er führt aus:

Es wäre nützlich, wenn diejenigen, die die Meinung haben, daß Deutschland sich planmäßig für einen Angriffskrieg gegen dieses Land vorbereite, und genau mitteilen wollten, was die Deutschen als Ergebnis eines solchen Unternehmens zu erlangen erwarten. Ich habe Hunderte von Seiten von aufgeregten Deklamationen gegen Deutschland gelesen; aber ich suche vergebens eine deutliche Erklärung über diesen Punkt.

Der „Ein Bewunderer Deutschlands" zeichnende Gewährsmann sagt, daß „während wir weite Besitzungen haben, die beinahe unbegrenzte Möglichkeiten gewähren, hat Deutschland kein Feld für seine Ausbreitung", und daß „nur Großbritannien als Deutschland Zielobjekt übrig bleibt".

Das muß besagen, daß Deutschland uns zu besiegen wünscht, um uns einiger unserer Besitzungen zu berauben und sich selber anzugliedern.

Nun, wir haben vier große Gruppen von abhängigen oder angegliederten Staaten außerhalb der europäischen Gewässer. Nämlich 1. Indien, 2. Kanada, 3. Australien, 4. Südafrika. Von welcher dieser Gruppen wird angenommen, daß Deutschland sich für fähig halte, sie sich anzueignen, nachdem es die geringfügige vorbereitende Operation vollbracht haben würde, und bis zur Machtlosigkeit herabdrücken?

1. Indien. — Unser östliches Kaiserreich gibt kein Feld ab für die deutsche Ausbedehnung, wenn darunter die Ansiedlung einer europäischen Bevölkerung verstanden wird. Die Eroberung Indiens würde den deutschen Handel wenig neue Vorteile bringen, da die Deutschen dort schon heute ebenso frei Handel treiben können wie wir selbst. Herren unseres östlichen Kaiserreiches zu werden, würde ohne Zweifel den Stolz der Deutschen befriedigen und das Ansehen der Nation steigern. Aber nichts ist sicherer als dieses, daß, wenn wir genötigt wären, unsere Herrschaft über Indien aufzugeben, die Völker dieses Territoriums sich nicht gutwillig irgend einer anderen europäischen Macht unterwerfen werden. Es würde dort eine furchtbare nationale Bewegung entstehen, an die sich die meisten Rassen und Nationalitäten anschließen würden. Deutschland würde die Verbrennung von dreihundert Millionen in Ruhe gebrachter und selbstbewußter Asiaten durchzuführen haben, die unter der Leitung so begabter Häuptlinge und Fürsten wie Scindia und Bikanir stehen, mit mehreren hunderttausend geschulter Soldaten, die, wie ich voraussetze, dann noch von britischen Offizieren geführt würden. Ist es der Mühe wert, daß England zu besiegen?

2. Kanada. Auch der wildeste deutsche Professor oder englische Zeitschriftenmitarbeiter wird kaum dem Kaiser die Absicht zuschreiben, Kanada zu annektieren. Denn ein solches Vorgehen würde nicht nur die Unterwerfung der Kanadier zur Voraussetzung haben, sondern auch einen Krieg mit den Vereinigten Staaten unvermeidlich machen, die zwei oder drei Millionen Mann über die Grenze senden zur Unterstützung der Zurückweisung der Eindringlinge und Deutschland auf den Meeren mit einer Flotte begegnen könnten, die stärker wäre als die deutsche. So können wir es hinnehmen, daß die deutsche „Expansion" ungehindert am British-Nordamerika zusteuere.

3. Australien. Die Eroberung oder Angliederung der australischen Staaten wäre kaum ein leichteres Unternehmen. Deutschland hätte zwölftausend Meilen über die See eine Heeresmacht zu entsenden, die genügte, um den Widerstand von fünf Millionen kühnster, waffengeübter Angelsachsen zu überwinden. Angenommen, wir wären so niedergeworfen, daß wir untätig wären, eine Hand in diesem Streite zu rühren, es gibt aber andere, die nicht ebenso ruhig verblieben. Es ist ganz sicher, daß Japan die Erwerbung Australiens durch eine europäische Macht nicht zugeben würde, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß die Vereinigten Staaten und vielleicht auch China es nicht haben würden. Ist es denkbar, daß Deutschland seine Hülfsquellen erschöpfen und die Gefahren eines Streites mit uns auf Leben und Tod laufen werde, um die Möglichkeit zu erlangen, sich selbst durch einen anderen und so gut wie hoffnungslosen Kampf auf der anderen Seite der Erdkugel weiter zu erschöpfen?

4. Südafrika. Hier und hier allein scheint, auf den ersten Blick, für deutschen Ehrgeiz ein Ziel zu winken. Wenn Deutschland unsere südafrikanische Gruppe morgen mit nicht mehr Mühe erwischen könnte, als wir Nigeria erlangt haben, so würde es solches, wie ich glaube, gern tun. Aber, man erwäge. Es kosten uns drei oder vier harten Kampfes und ein Heer von bald bis hundertdreitausend Mann, um den Widerstand der Buren zu brechen, und dabei war annähernd die Hälfte der Bevölkerung auf unserer Seite. Wie viel Mann müßte Deutschland aufbringen und wie viele Jahre aufwenden, um ein geeinigtes Südafrika zu unterwerfen, in dem jeder Mann, jede Frau und jedes Kind englischen und holländischen Blutes gegen Deutschland wäre? Wenn es ein so wahnsinniges Unternehmen ins Werk setzen wollte, könnte England, in der Hypothese erniedrigt und geschwächt, grimmig murmeln: Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor. Ein Eroberungskrieg in Südafrika, einem auf Leben und Tod geführten Kampfe mit England folgend, ist sicherlich kein Plan, den irgend ein geistig gesunder deutscher Staatsmann oder Strategie erwägen kann.

Was bleibt übrig? Unsere westindischen Inseln, die Deutschland wegen der Monroe-Doktrin nicht anrühren kann. Einige kleinere Besitzungen in West- und Ostafrika, die für europäische Ansiedlungen unbrauchbar sind; und einige unbrauchbare Kohlenstationen und Kriegshäfen — Gibraltar, das nicht ohne Streit mit Spanien erobert werden könnte; Malta und Hongkong, die mißliche Auseinandersetzungen mit Italien und China erforderten. Deutschland möchte trotz kein, einige von diesen Plätzen zu erhalten, aber sie sind nicht wichtig genug, um die Kosten eines fürchterlichen Konfliktes wert zu sein, in den vielleicht die halbe Welt so gut wie die beiden Hauptbeteiligten verwickelt würden."

Zum Schluß legt Sidney Low an der Hand der europäischen Entwicklungen seit dem Krimkriege dar, daß er mit seinen Ausführungen nicht habe sagen wollen, daß überhaupt kein Konflikt zwischen den beiden Mächten möglich sei. Bei einer nüchternen Staatskunst und einem gesunden Urteil sollte keine Katastrophe erfolgen; aber die Staatsmänner seien nicht immer weise, und die nationalen Leidenschaften seien leicht erregt. Deshalb sei England genötigt, seine Superiorität zur See aufrechtzuerhalten und seinen militärischen Apparat zu prüfen. Aber man steigere nicht die Leistungsfähigkeit Englands, indem man zum Haß gegen Deutschland aufstachele oder Deutschland chimärische Angriffsabsichten unterstelle.

In einer Zuschrift an dasselbe Blatt tritt Charles Rowe von neuem den in England verbreiteten Meldungen über eine angebliche deutsche Spionagetätigkeit in England und über deutsche Kriegsgelüste gegen England entgegen. Er schreibt:

Einer Ihrer Berichterstatter, Mr. George A. Gibbs, zitiert unter Hinweis auf die angebliche Tätigkeit deutscher Spione in Essex die Namen oder doch die Regimenter von zwei Offizieren, die nach seiner Erklärung an dieser Kaiser- und Jesuo-Arbeit beteiligt gewesen sein sollen, nämlich ein Hauptmann im 22. Westfälischen Infanterieregiment und ein Leutnant in einem jetzt in der Stadt Hannover garnisonierenden Kavallerieregiment des 12. (Königlich sächsischen) Armeekorps", und er schlägt auf Grund dieser bestimmten Angabe vor, daß die deutsche Regierung um Aufklärung über den Gegenstand ersucht werden solle.

Ich glaube, ich kann ihm im voraus sagen, daß es so etwas wie ein „22. Westfälisches Infanterieregiment" nicht gibt, das, soviel ich weiß, einfach nicht existiert; anderseits ist es unglaublich, daß ein Leutnant vom 12. (Königlich sächsischen) Armeekorps in Hannover, dem Gebiet des 10. (Hannoverschen) Armeekorps, in Garnison sein sollte. Mit Ausnahme der Garde und der zwei Armeekorps in Elsaß-Lothringen, die sich aus allen Teilen des Reiches rekrutieren, sind alle Armeekorps des Reichsheeres auf ein bestimmtes Gebiet beschränkt, so daß man nicht findet, daß ein Offizier, sagen wir vom 1. Armeekorps in Königsberg seine Zeit in Köln beim 8. (rheinischen) Armeekorps verbringt und in die Monotonie seines Dasseins Abwechslung bringt durch eine Spritzfahrt, auch nicht inkognito, zur Auskundschaftung Englands im Gebiet von Epping.

Vor kurzer Zeit machte ich mir die Mühe, dorthin zu reisen und persönlich die ganze Angelegenheit zu untersuchen, und ich fand, daß meine überaggwöhnlichen Landsleute in ihrer Leichtgläubigkeit sich geäßlich von solchen Phantasien hatten etwas aufbinden lassen, die ebensowenig fähig sind, einen deutschen Offizier beim Sehen zu erkennen, wie bis drei zu zählen. Das ganze Gerücht ist etwas, dessen sich die Urheber gründlich schämen sollten, und die moralische Verantwortung für all dies muß auf die unruhestiftenden Schriftsteller fallen, wie Mr. Arnold White, der in letzter Zeit sein Möglichstes getan hat, die Gemüter seiner Landsleute dadurch zu vergiften, daß er sie glauben machte, „Großbritannien werde binnen kurzem von Deutschland angegriffen werden", ein Glaube, dem Mr. Sidney Low im heutigen Standard einen nach meinem Dafürhalten vernichtenden Schlag versetzt hat.

Aber ich möchte dazu beitragen, diesen Nagel noch fester sitzen zu machen durch einige Bemerkungen, zu denen mich die andernfalls aufgestellte Behauptung Mr. Whites veranlaßt, daß die Gefahr in dem persönlichen Willen, der Macht und Laune des Deutschen Kaisers liege, den er mit Bonaparte vergleicht, und der, was Deutschlands Kriegspolitik betreffe, ganz über der Kontrolle des deutschen Volkes stehe, und daß er, um Deutschland zu verderben, daß Land in einen leichtfertigen Krieg mit England stürze. Nun, mein Freund, diese Behauptung verrät eine grobe Unkenntnis der Reichsverfassung, die bestimmt, daß der Kaiser ohne die Zustimmung der deutschen Bundesfürsten nicht Krieg erklären kann.

Aber die Frage hat noch eine andere Seite, die immer unbeachtet bleibt bei dieser unsinnigen und verbrecherischen Insinuationen gegen Deutschland, und das ist, daß die Zustimmung des deutschen Volkes in einer ganz direkten und unzweideutigen Weise beschafft werden müßte, ehe der Kaiser auch nur daran denken könnte, England mit Krieg zu überziehen. Der Reichstag ist so unbeschränkt in seiner Kontrolle der Reichsausgaben wie das englische Unterhaus, und deshalb könnte ein Krieg gegen England nicht ohne die Zustimmung des deutschen Volkes geführt werden.

Und ferner, hat Mr. White jemals bedacht, daß, genau genommen, der Kaiser nicht im Recht wäre, wenn er auch nur einen einzigen seiner Herrschaftsrechte über Leute ausübte, wenn er sagte: Alle nach China und Südwestafrika entsandten deutschen Soldaten waren Freiwillige, ebenso wie die Franzosen, die nach Tonkin oder anderswohin in Kriegsdienst treten. Wie Lord Wolseley einmal sagte, hat keine in der Geschichte bekannte zivilisierte Nation jemals ihre Söhne gezwungen, sich der Expatriierung zu Kriegszwecken zu unterziehen. Anders ist es mit unseren Tommies, die, wenn sie sich anwerben lassen, sich ausdrücklich einverstanden erklären, ihrem Souverän überall, zu Wasser und zu Lande, zu dienen. Ausbedung und Expatriierung sind ganz unbezeihbare Dinge. Ein deutsches Schlachtschiff kann gegen unsere Küsten gesandt werden, aber ganz anders steht es mit den deutschen Bataillonen, von denen kein einziges verpflichtet wäre, auf den Ruf des Kaisers sich in Marsch zu setzen zu einem Angriffskrieg über See. Zu einem Einfall in England würde der Kaiser Freiwillige zu berufen haben, und, wie unsere eigenen Territorialtruppen, würden sie vielleicht nicht in genügender Zahl erscheinen.

Möge Mr. Arnold White unter anderem hieran denken, wenn er sich wieder daran macht, die Gemüter seiner Landsleute mit dem wahnsinnigen Verdacht zu vergiften, daß Deutschland uns „nächstens" anzugreifen beabsichtige, bevor noch seine Flotte stark genug ist, dies zu tun. — ein Verdacht White, das deshalb nicht weniger ein Staatsverbrechen ist, weil es außerhalb des Bereiches des öffentlichen Anklägers liegt."

Im letzten Abendblatte wurde eine Meldung der Agence Havas verzeichnet, wonach ein Teil der Mahalla des Sultans Abdul Asis geschlagen worden sei. Weitere Nachrichten lassen die Niederlage noch größer erscheinen, als die ersten Gerüchte. So berichtet die Agence Havas aus Tanger von heute: „Meldungen von Eingeborenen bestätigen den heftigen Angriff, den die Mahalla Abdul Asis', und zwar am 19. d. M., durch eine hafidische Mahalla auszuhalten hatte. Hierbei seien die Schaujas und Mdakras, die sich bei der Mahalla Abdul Asis' befanden, ohne Kampf geflohen. Durch Funkentelegramme wird das Gerücht, der Sultan sei in das Gebiet der Tadla zurückgegangen, bestätigt. In den Telegrammen heißt es ferner, daß Abdul Asis am 2. d. M. die französische Militärmission, die ihn kontraktmäßig auf seinem Marsche zu begleiten hatte, in das Schaujagebiet zurückgeschickt habe." Reuters Bureau ergänzt in einer ebenfalls aus Tanger datierten Drahtmeldung obige Angaben wie folgt: „An hiesiger amtlicher Stelle ist ein beruhigendes Telegramm eingetroffen, das meldet, daß die Vorhut der Mahalla des Sultans Abdul Asis von Mulay Hafid fünfzig Meilen von Marrakesch geschlagen worden sei. Aus dieser Quelle wird ferner berichtet, daß die ganze Mahalla Abdul Asis' durch eine hafidische Streitmacht angegriffen und gänzlich geschlagen worden sei. Sie sei in großer Unordnung geflohen. Es wird gemeldet, Abdul Asis sei gefangen genommen worden, während er nach anderen Berichten entkommen und in die französische Zone gestichtet ist. Die Artillerie des Sultans Abdul Asis verfagte infolge einer Panik, welche das Bersten von Geschützen hervorrief." Fernere Telegramme besagen:

Tanger, 22. August. In Casablanca bestimmt auftretende Gerüchte besagen, daß Abdul Asis bei Kelaa vernichtend geschlagen und sogar gefangen genommen worden sei. Nach anderen Nachrichten ist er entkommen. Die hiesige französische Presse gibt zu, daß die asiatische Vorhut geschlagen und zurückgegangen ist und daß El Glaui und Si-Alissa-ben-Omar von Fez nach fünftägigem Gewaltmarsch in Marrakesch eingetroffen sind. Diese beiden Minister Mulay Hafids können unbedingt auf die Gefolgschaft der Berberstämme Südmarokkos zählen.

Tanger, 22. August. In der letzten Nacht griffen Leute des Andera-Stammes den an ihrer Grenze liegenden äußersten Posten der um Tanger stehenden Polizeitruppe von Soldaten des Maghsen (nicht Polizeitruppen) an. Sie töteten ohne eigene Verluste vier Askaris, verwundeten drei und erbeuteten eine Anzahl Gewehre und Munition. Als Grund wird die Beschlagnahme ihres Viehs durch den Askarichosten angegeben. In Tanger herrscht keinerlei Beunruhigung, auch besteht keine Gefahr für die Stadt.

Gegenüber der Meldung der Vossischen Zeitung aus Tanger vom 21. d. M. über Schritte des Verwesers des französischen Konsulats bei Mulay Hafid erklärt die Agence Havas: Auf Ersuchen französischer Handelshäuser, welche sahen, wie die Besitztümer ihrer Abdul Asis freundlich gesinnten Klienten in Fez, auf denen sie Hypotheken hatten, von den Behörden in Fez konfisziert wurden, hat die französische Gesandschaft bei eingeborenen Gerenten des französischen Konsulats in Fez aufgefordert, bei den Behörden alle Vorbehalte zu machen bezüglich des Schadens, der französischen Firmen an Besitztümern, auf die sie Hypotheken genommen, entstehen könnte.

Das neue ottomanische Ministerium ist mit einem eingehenden Programm an die Oeffentlichkeit getreten, in dem die dringlichsten Aufgaben der Politik dargelegt und zugleich die Richtlinien aufgezeichnet werden, die in der auswärtigen Politik eingehalten werden sollen. Bei allem Bestreben, die finanzielle Lage des Reiches zu heben und diesem Ziele in erster Linie durch eine sparsame Verwaltung näher zu kommen, verkennt das Ministerium doch nicht die Notwendigkeit, zur Wahrung der Machtstellung des Ottomanischen Reiches Heer und Flotte auf der Höhe der Tüchtigkeit zu erhalten. Die Beziehungen zu den Mächten sollen im Geiste der Freundschaft und Aufrichtigkeit gepflegt werden. Volle Wahrung der Grenzen des Reiches, der Souveränität, der durch Verträge

---

Berlin, den 22. August.

Madame Legrand.

Eine Erinnerung an 1870/71 von C. E. Ries.

[Nachdruck verboten.]

Madame Legrand war eine Vollblutfranzösin und von glühendem Patriotismus erfüllt. Sie mußte ihre hohe, üppige Gestalt sauber und mit dem Schick der Pariserinnen zu kleiden. Sie hatte sprechende, schwarze Augen in dem elfenbeinfarbenen Gesicht und schwarzes glänzendes Haar, das sie hochmodern frisiert trug. Und sie war Witwe. Aber zu all diesen Reizen besaß sie noch drei: ein offenes Haus, eine offene Hand und ein offenes Herz.

Ein offenes Haus, — denn sie war Wirtin vom Agneau d'or, und ihrer ehrlichen Seele nach hatte jeder, der ihr die Zeche redlich zahlte, Anspruch auf einen unverfälschten Tropfen und ein redliches Maß aus ihrem Keller. Seinem Stammbaum nachzufragen, seinem Glauben, seiner Nationalität oder Rasse war sie, wie sie meinte, weder berechtigt noch verpflichtet, ebensowenig wie ihre weibliche Neugier sich seines Weges und Zieles verficherte.

Außerdem war Neuchâtel von den feindlichen Truppen okkupiert, das Kriegsgericht in der Nähe, und der Ehrgeiz, den deutschen Gästen und Habitués, diesen brutes de Prussiens etwa vergiftete Kaninchen oder dito Wein vorzusetzen, hätte ihr füglich Ehre, Vermögen und Leben kosten können. Zum Glück aber befaß sie, wie gesagt, diesen Ehrgeiz nicht.

Vielmehr war sie der Ansicht, daß nicht die Völker und Individuen die Kriege führen, sondern die Kabinette, und daß die meisten dieser pauvres diables lieber am heimischen Herde saßen, statt sich mit den Franzosen herumzuschlagen oder sie bei Paris auszuhungern; und sie verband feindliche Wesensarte genau so mitleidigen Herzens und sorgsam, wie verwundete Landsleute, spendete manchem armen deutschen Soldaten die Kost für ein Geringes, reichte ihm Zigarren oder schenkte ihm Wein umsonst. Ja, sie hatte eine immer offene Hand.

War aber einer nun gar nach ihrem Geschmack, der hatte es gut sein, der saß bei ihr in der Wolle, und das kam wieder von ihrem offenen Herzen.

Aber der Sergeant Müller war auch wirklich ein schöner Kerl, der wohl Frauen gefallen konnte; groß und stark wie ein Baum, kräftig und gesund und von frischer Hautfarbe, blond an Haaren, blond der keck aufgezwirbelte Schnurrbart, und blau, mit einem guten und treuen Blick, die lustigen Augen. Ein echter Urgermane!

Was Wunder, daß er Madame gefiel! Ist es doch ein alter Erfahrungssatz, daß Gegensätze sich anziehen. Rang und Stand oder Volk sprechen bei Naturgesetzen nicht mit.

Dem Sergeanten gerechte es also zum Glück, daß seine deutsche Schönheit vor ihren französischen Augen Gnade gefunden hatte. Er trank ihren besten Wein, rauchte ihre feinsten Zigarren und bekam all seine Lieblingsgerichte gekocht, wiewohl sie für eine französische Köchin nicht ganz leicht zu erlernen waren und ihre feine, französische Zunge manchmal bor! machte zu dem, was ein deutscher, speziell nordeutscher Magen vertragen konnte. Er wurde herausgefüttert, daß es eine Lust war, und daß seinen alten Eltern das Herz im Leibe gelacht hätte, wenn sie's hätten sehen können. Wenigstens verscherte er das Madame Legrand wieder und wieder. Daß er so gut wie eine Braut daheim sitzen hatte, die vielleicht weniger vergnügt gewesen wäre, erwähnte er ihr gegenüber nicht. Das gehörte für ihn nicht zur Sache; das waren Herzensgeheimnisse, die man bei sich behält.

Er saß einen Tag wie den andern in seiner freien Zeit bei der dienstfreig ergebenen Freundin, ließ sich pflegen und sah zum Dank die schwarzhaarige Französin mit dem guten und treuen Blick seiner blauen Augen an, der ihm allerorten die Weiberherzen gewann. Sein lückenhaftes Französisch übte wohl nur noch eine Anziehungskraft mehr aus.

Es blieb aber nicht lang nur bei Blicken der schwarzen und blauen Augen, es kamen Händedrücke dazu. Ja, bösmütige Horcher wollten in verschwiegenen Stunden sogar Küsse gehört haben. Das kann aber auch auf bloßer Verleumdung beruhen, denn von Zeugen ging alles aufs ehrbarste und sittigste zu.

Nur machte mit der Zeit die schöne Wirtin vor anderen gar kein Hehl mehr aus ihrer Vorliebe für den schönen Sergeanten, und der dachte: „Wenn's dich nicht geniert, mich geniert's gewiß nicht!" und benahm sich gleichfalls ganz ungeniert.

Und das war ein schwerer, strategischer Fehler von dem Sergeanten, der sicher nicht dem überlegten Handeln des deutschen Heeres entsprach, und war sehr, sehr unvorsichtig über Madame Legrand. Sie hätten beide mit der aufgeregten Stimmung der Bevölkerung des Landes rechnen müssen; denn von Tag zu Tag wuchs die chauvinistische Wut gegen die Wirtin vom Agneau d'or, die eine solche Landesverräterin war, daß sie ihr Herz an den Feind, zumal einen dieser maudits Prussiens, hängen konnte. Und wäre nicht die Angst vor den Offizieren gewesen, die auch ab und zu in der Taverne verkehrten, Madame Legrand wäre sicher vom Pöbel gelynscht worden. Es war klar, daß sie es lediglich dem Schutz des Regiments verdankte, wenn sie sich nicht längst in der Marne befand.

Die schöne Witwe sah gewissermaßen täglich den Tod vor Augen. Mußte das nicht doch schon eine heiße Liebe sein, die solchen Heldenmut zeitigte?!

Bei dem Sergeanten dagegen, ich schäme mich fast, es zu sagen, spielte der Magenkitzel die größere Rolle. In Punkto Liebe schien er kalt und mehr der duldende Teil zu sein.

Immerhin ließ er sich mit einer gewissen Grazie die Bemühungen der schönen Wirtin gefallen, und gerade seine Kühle war, wohl ihm selber unbewußt, die wirksamste Strategie, da sich, wieder Erfahrungsätzen zufolge, in ihr das heiße Temperament der Französin nur mehr noch entzündete.

Indessen wurde die Lage der gefälligen Wirtin bei dem Fanatismus ihrer landsmännischen Umgebung immer bedenklicher, und mit Tränen in ihren schwarzen Augen ging sie die Offiziere des Regiments um intensiveren Schutz an, und sie beschwor den Sergeanten bei allem, was ihm heilig sei, ihr sofort mitzuteilen, sobald das Regiment etwa Befehl zum Weiterrücken bekäme. Dieser Befehl ließ noch auf sich warten. Dagegen wurde unerwarteterweise Sergeant Müller abbeordert, um für einen plötzlich erkrankten Furier Dienste zu tun.

Die Aufregung von Madame Legrand, als er Tags darauf ausblieb! Sie war ganz untröstlich, als sie die Kunde von seiner Abkommandierung erhielt. Sie überschüttete das Bild des „Treulosen", wie sie ihn nannte, mit ebensoviel Liebkosungen wie Schmähungen.

„Que voulez-vous, Madame", sagte ich. „A la guerre comme à la guerre. Ein deutscher Soldat kennt seine Pflicht. Er mußte doch dem Befehl folgen."

Ob er gegen sie seine Pflichten hätte?!

„Die hat er gleich einem Braven erfüllt", log ich, um seinem Gedächtnis den Nimbus zu wahren, den es mit Recht nicht verdiente, denn, um die Wahrheit zu sagen, der schöne Sergeant hatte ihrer mit keinem Worte gedacht, — indem er mir auftrug, Ihnen von seinem untröstlichen Schmerz Kunde zu geben, und daß er nur mit zerrissenem Herzen geschieden sei."

„Und wer wird mich schützen, nun Mr. le Sergeant nicht mehr da ist?"

„Ach!" sagte ich kühn, „dem er Sie anvertraut hat."

Madame war eine zu vernünftige Französin, um nutzlos zu klagen. Sie trocknete ihre Tränen und nahm mich zum Beschützer an. Aber ihre Seele blutete innerlich, wie sie sagte.

Ich saß nun auf dem Platz des schönen Sergeanten, trank seinen Wein, rauchte seine Sorte Zigarren und bekam all seine Lieblingsgerichte gekocht, die sie trotz ihres blutenden Herzens, oder vielleicht gerade deshalb, seinem Andenken getreu, mit gleicher Sorgfalt und Regelmäßigkeit auftischte. Im übrigen ließ ich ihr allen Schutz angedeihen, den ein im Ernst schwer bedrohtes Frauenleben natürlich und selbstverständlich machte.

Aber zu ihrer Ehre sei es gesagt, gleich hier und mit aller Bestimmtheit und Deutlichkeit, — Blicke wurden auch jetzt zwischen französischen und deutschen Augen gewechselt; es kam selbst zu zärtlichem Händedruck, aber darüber hinaus nichts, — niemals.

Madame Legrand blieb dem Andenken ihres Sergeanten getreu, dessen Bild, wie sie wieder und wieder versicherte, sie nicht nur in, sondern auch an ihrem Herzen trüge, — ein Platz, der wahrlich zu schade für einen Menschen war, dessen Gefühl für sie nur im Magen saß. Aber Glück wäre nicht länger Glück, wenn es verdient wäre.

Selbstredend hatte Madame auch mich beschworen, ihr sogleich davon Kenntnis zu geben, um ihrer Sicherheit willen, wann das Regiment aufbrüche, und selbstverständlich hatte ich es ihr versprochen.

Nun fand jedoch dieser Aufbruch bevor. Jedoch die Zeit war noch unbekannt. Da kam über Nacht der Befehl an das Regiment, die Rückwärtsbewegung nach Deutschland wieder aufzunehmen. Es wurde ganz früh alarmiert, und mir blieb nur gerade noch Zeit, meinem Versprechen gemäß, im Stehen einige Zeilen für Madame Legrand aufs Papier zu werfen, die einer vom Bagagewagen ihr überbringen sollte, des Inhalts: Das Regiment zöge ab, und da Ersatztruppen noch nicht da waren, wir auch nicht angeben konnten, ob und wann der Ort wieder von nachfolgenden Truppen belegt werden würde, so mußte ich ihr dringend raten, nicht im Orte zu bleiben, sondern sich vor der Wut des Pöbels zu Verwandten zu flüchten. Und, mit flingendem Spiel, wenn auch wehmütigen Herzens, der Fliegschöpfe Aegyptens bei Madame gedenkend, rückten wir ab.

Tags darauf saße ich im Sonnenschein behaglich am Fenster meines neuen Quartiers, im ersten Hause in Montmorin, eingangs im Dorf von Paris her: da höre ich Rädertollen. Ein Wagen war zu der Zeit ein seltenes Ereigtis